

—
Kurt Marti

Notizen
und
Details
1964–2007



WALLSTEIN

—
Kurt Marti

Kurt Marti

**Notizen
und
Details
1964–2007**

Beiträge
aus der
Zeitschrift
Reformatio

Mit dem Verein
Reformatio
herausgegeben
von
Hektor Leibundgut
Klaus Bäumlin
Bernard Schlup



Die Originalausgabe von «Notizen und Details» erschien 2010 im Theologischen Verlag Zürich TVZ.

Die vorliegende Neuausgabe wurde dankenswerterweise ermöglicht durch die Unterstützung von Barbara Marti, Spiegel bei Bern.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten
© 2021 Wallstein Verlag, Göttingen
www.wallstein-verlag.de

Redaktion und Lektorat: Hektor Leibundgut, Klaus Bäumlín,
Marianne Stauffacher, Ginevra Signer

Gestaltung: Bernard Schlup, Atelier Lapislazuli, Bern; Kurt Bläuer
Satz: Atelier Kurt Bläuer, Bern

Verwendete Schriften: Diverda von Daniel Lanz, Lafonts Typedesign,
Schaffhausen

Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH

ISBN (Print) 978-3-8353-3895-1

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4685-7

Je eine Auswahl der «Notizen und Details» von Kurt Marti ist 1990 unter dem Titel «Herausgehoben» im Radius-Verlag Stuttgart sowie 2001 unter dem Titel «Das Lachen des Delphins» im Theologischen Verlag Zürich erschienen.

—

Inhalt

Vorwort	7
1964–1970	11
1971–1980	389
1981–1990	665
1991–2000	933
2001–2007	1257
Titelverzeichnis	1413

Vorwort

Ein Panorama sondergleichen

«Notizen und Details» hiess die Rubrik der Zeitschrift *Reformatio*, in der sich Kurt Marti von 1964 bis zum März-Heft 2007 zu Wort meldete. Ihr Titel erinnert an die «Nuancen und Details» Ludwig Hohls (S. 217ff.) und könnte beinahe als Programm gelten, läge darin nicht schon ein Paradox. Marti schreibt für den Tag, vertraut Beobachtungen, Einfällen, Lektüren und spinnt sie aus zu Reflexionen über Gott und die Welt. Seine Notizen beginnen mit Bemerkungen zu kirchlichen Schnulzen und enden mit einem Plädoyer für einen aufgeklärten Protestantismus. Dazwischen 252 Kolumnen zu «niedrigen» und «hohen» Themen. In ihnen hat es Platz für den Hausarzt und den Strafgefangenen, für die feministischen Theologinnen und die Befreiungstheologen, für den Kalten Krieg und die Dienstverweigerer, für Tschernobyl und das Auto, Platz auch für Autorinnen und Autoren, ganz besonders die Vergessenen und Ausgegrenzten unter ihnen — Dora Lent und Hamo, Cioran und Meienberg —, ja sogar für die isländischen Elfen, die Huldufolks, oder für Wörtchen wie *links* oder *und*. Ein Panorama sondergleichen, lokal verankert und europäisch, global ausgreifend zugleich. Wer die vierundvierzig von Marti begleiteten Jahre miterlebt hat, sieht sie neu vor seinem inneren Auge heraufziehen, und wer sie nicht erlebt hat, wird in sie hinein geführt. Anlass zu Staunen und Verwunderung haben beide.

Die *Reformatio*, 1952 gegründet und Ende 2009 eingestellt, hiess im Untertitel «Evangelische Zeitschrift für Kultur und Politik» und zuletzt «Zeitschrift für Kultur, Politik, Religion». Ein weites Feld! Kurt Marti hat es ausgemessen und mit Leben erfüllt wie niemand sonst. Ihn schlugen viele Leserinnen und Leser zuerst auf, wenn sie das neue Heft in den Händen hielten, und sie, nicht der Autor, waren es, die die «Notizen» wieder zu lesen wünschten. Die *Reformatio* hat daraus zwei Auswahlbände publiziert: 1990 «Herausgehoben» (Radius Verlag) und 2001 «Das Lachen des Delphins» (TVZ). Von ihnen sagte Manfred Papst in seiner Würdigung (*Reformatio*, 3/2008): «Beim Wiederlesen dieser Essays, Glossen und Aphorismen zeigt sich, dass sie alles andere als ein Nebenwerk des

Dichters und Theologen sind. Vielleicht haben sie einen ähnlichen Stellenwert wie die ›Vermischten Schriften‹ Johann Peter Hebels. Und Fredi Lerch forderte gar eine Gesamtausgabe zum Wohl eines «zur Roheit liberalisierten Landes»: «Die Schweiz hat noch kaum je die Ehre gehabt, etwas menschenfreundlich Klügerem öffentliches Gewicht zu verleihen als Kurt Martis ›Notizen und Details‹».

Es ist nun gerade diese Gesamtausgabe, die durch ihre Detailfülle uns in die Bewegung einer Zeit hineinnimmt und dank der Geistesgegenwart ihres Autors vorführt, wie Fragen kommen und gehen, zu Recht oder zu Unrecht dem Vergessen anheim fallen und oft bestürzend genug gegenwärtig bleiben. Die «Notizen und Details» können, um ein Wort von Habermas zu Adornos «*Minima moralia*» zu verwenden, «getrost, als seien sie eine Summe, studiert werden».

Nicht ohne Absicht erinnert das nun vorliegende Buch an ein Brevier. Es lädt ein zum Hin- und-her-Lesen: Wer den Beiträgen über Lyrik folgt, findet über erstaunliche Funde hinaus Elemente einer Poetologie und einer wachen Selbstinterpretation; wer die Bemerkungen zu Predigten, Liturgietexten, Kirchengesang usw. sichtet, entdeckt eine Ästhetik des Gottesdienstes. Und genau so verhält es sich bei sozialen und politischen Themen, Presse und Fernsehen etwa, der Rechtsstaatlichkeit, der sozialen Gerechtigkeit und dem Umgang mit Randgruppen. Eine solch selektive Lektüre verstellt sich allerdings den Blick auf jene innere Einheit der Notizen, die durch alle Themen- und Formenvielfalt hindurch zu spüren ist. Worin aber besteht sie? Gewiss in Martis unpräntösem, Leser und Leserin immer respektierendem Stil, in seiner überraschenden, den Lyriker auszeichnenden Technik, Themen zu entdecken und fortzuspinnen, und in seiner oft Widerspruch provozierenden Art, Patriot oder zumindest loyaler und besorgter Bürger und ein ebensolcher Christ, ja Glied der Kirche zu sein. Aber vielleicht gibt es für diese Einheit auch einen theologischen Grund. Marti ist jener Theologe, der den so unzeitgemässen Gedanken der Trinität Gottes ernstgenommen und ihn theologisch, ethisch und ästhetisch nach allen Seiten hin entfaltet hat: Die Schöpfung gibt ihm Anlass zum Staunen wie zur Sorge um ihre Zukunft; die Menschwerdung Gottes kritisiert eine fatalistische Auffassung der Allmacht Gottes und begründet die Zuwendung

zu den Schwachen und Ausgestossenen; der Heilige Geist ist die schöpferische, Neues erzeugende Kraft, die keine fixen Wahrheiten errichtet und von der am besten im Konjunktiv zu sprechen ist — auf «dass Gott ein Tätigkeitswort werde». Die Trinität als heimlicher Schlüssel der Notizen? Wer weiss!

Zu diesem Buch

Der Text der Ausgabe übernimmt die gedruckten Heftfassungen und folgt ihrer Orthographie und Interpunktion. Wir haben jedoch einige Inkonsequenzen bereinigt, ein paar wenige unrichtige Angaben korrigiert, die seinerzeit der Redaktion hätten auffallen müssen, und eine kleine nachträgliche Streichung in einem Handexemplar Martis berücksichtigt. Da er alle Typoskripte entsorgt hat, musste es dabei sein Bewenden haben. Die Titel der Beiträge von 1964 bis 1983 stammen von den Herausgebern und dienen der inhaltlichen Orientierung. Wo der erste Untertitel repräsentativ genug war für die ganze Kolumne, haben wir ihn als Titel verwendet. An Register oder gar Erläuterungen war angesichts der Fülle der Namen und Themen, erst recht des blossen Textumfangs nicht zu denken. Sie hätten zudem den wesentlich literarischen Charakter der «Notizen» empfindlich berührt. Wer Erklärungen sucht, findet im Netz fast immer Auskunft.

Die Herausgeber danken dem Schweizerischen Literaturarchiv und der Nationalbibliothek für das Scannen der Beiträge, Kurt Bläuer, Ginevra Signer, Barbara Büschi und Joel Kaiser für den Satz des Buches, Marianne Stauffacher für ihre Bereitschaft, das Buch in den Theologischen Verlag Zürich aufzunehmen, und ihr akribisch genaues Lektorat, dem Verein *Reformatio*, der die Herausgabe zu seiner Sache gemacht, und allen, die dieses Buch finanziell unterstützt haben.

Der grösste Dank geht indessen an den Autor selber, der, verwundert ob der plötzlichen Begeisterung für seine Notizen, dieser Gesamtausgabe zugestimmt hat – wahrhaftig mutig, einst für den Tag Geschriebenes ungesichtet der Öffentlichkeit zu übergeben.

Hektor Leibundgut, Klaus Bäumlin, Bernard Schlup

—

Zur Neuauflage 2021

Kurt Martis Kolumnen erscheinen hier elf Jahre nach der Erstausgabe im TVZ in unveränderter Form.

Martis den Forderungen des Tages entsprungene Notizen sind ein Werk, das gerade deswegen seine dauernde Aktualität behalten wird. Einige Druckfehler wurden korrigiert.

Wir danken Barbara Marti, der Marti-Stiftung und dem Verlag Wallstein, die die Neuauflage ermöglicht haben.

Die Herausgeber

1964-1970

Fromme Schnulze, Stadtplanung, Paul Carell

Gesucht sind: moderne, einfache Glaubenslieder in deutscher Sprache. Was bis jetzt gefunden wurde, ist weder modern noch einfach, und ob es sich um die deutsche Sprache handelt, ist in einigen Fällen recht zweifelhaft. Wie gleich noch gezeigt werden soll.

«Choräle, Songs und neue Lieder» hiess eine Abendveranstaltung am Deutschen Kirchentag 1963. Die Darbietungen dieses Abends sind jetzt auf der Langspielplatte P 48 049 L zu hören. Das Feld, das hier dem Experiment abgesteckt wurde, ist markiert durch den traditionellen Kirchenchoral, durch Jazz, Spirituals, lateinamerikanische Folklore und französisches Chanson. Die Vorbilder hätten nicht besser gewählt sein können (wobei freilich ihre Interpretation auf dieser Platte zum Teil mangelhaft ist). Leider sind die deutschen Versuche, diesen Vorbildern mit «neuen Liedern» nachzueifern, nicht über fromm polierte Schnulzen hinausgediehen.

Die Schnulze ist das geschäftstüchtige Produkt einer Gesellschaft, die zwar progressiv in Business und Reklame ist, aber restaurativ in ihren kulturellen und politischen Tendenzen. Als Geräuschkulisse in Cafés oder bei häuslichen Canastapartien sind Schnulzen brauchbar und empfehlenswert. Nur eben: ein «neues Lied» ist von da her kaum zu erwarten. Höchstens — wie unsere Platte demonstriert — Konfektionsmusik mit christlichen Konfektionstexten.

Danke

Eines der «neuen Lieder» wurde von der Evangelischen Akademie Tutzing mit einem ersten Preis ausgezeichnet. Sein Titel: «Danke». Seine erste Strophe:

«Danke für diesen guten Morgen,
Danke für jeden neuen Tag,
Danke, dass ich all meine Sorgen
Auf Dich werfen mag.»

Über sechs Strophen wird das salopp-anonyme «Danke» achtzehnmal heruntergeschlagert. Einfach soll es sein, das «neue

Lied)! Einfach? Schon die dritte und vierte Zeile sind sprachlich durchaus verworren:

«Danke, dass ich all meine Sorgen
Auf Dich werfen mag.»

Was heisst hier: mag? Mag ich einmal und das andere Mal nicht? Je nach Lust und Laune werfe ich meine Sorgen auf Ihn oder nicht? Das muss entweder sehr realistisch oder schlechtes Deutsch sein. Ich befürchte letzteres. Als Resultat springt in jedem Fall die Feststellung heraus: Danken ist Stimmungssache! Falls ich die Sorgen auf Ihn werfen mag, so danke ich Ihm (nein: nicht «ich» und nicht «Ihm», nur «Danke»!). Und wenn ich nicht mag? Dann eben nicht. Mal mag ich, mal nicht. Alles ist Stimmung und Laune, auch der Glaube. Dem entsprechen die Allgemeinheiten der Formulierung, die, grossmülig, doch jede Verbindlichkeit und Genauigkeit vermissen lassen. «Danke, o Herr, für jedermann» heisst es zum Beispiel. Also auch für Walter Ulbricht? Der ist ja auch «jedermann». Entweder ist dieser Pauschaldank ernst gemeint und dann überaus kühn und gewagt im Sinne jenes Wortes von Gustav W. Heine- mann, wonach Christus auch für Stalin gestorben sei (für alle!) — oder die pauschale Formulierung ist nur gedankenlos und grossmülig. «Danke, wenn auch dem grössten Feinde/Ich verzeihen kann» folgt gleich darauf. Wäre Ulbricht also doch mit gemeint? Wie man's nimmt: je nach Stimmung, je nach Lage. Konfektions- dank: er passt auf alles ein bisschen und auf nichts ganz.

Jedenfalls weist auch der Text alle Merkmale der Schnulze auf: schlechtes Deutsch, platte Redensarten, kaum ein echter Realitäts- bezug und statt verbindlicher Aussage diffuse Stimmungsmache.

Das Niveau

«Schlagerpfarrer» Hegele, der sich verdienstvoll für «neue Lieder» einsetzt, der auch jenen Kirchentagsabend und jetzt auf der Platte die neuen Versuche kommentiert, fragt sich, ob «die Kirche nicht das Niveau ein wenig senken solle, um überhaupt einen Kontakt herbeizuführen». Dazu schrieb der führende deutsche Jazzkritiker *Joachim Ernst Berendt* in der Zeitschrift «*twen*» (9/1963) Sätze, die es wert sind, wiederholt zu werden, weil sie nicht aus der Feder

eines konservativen Theologen, sondern von einem aufgeschlossenen und anerkannten Jazzfachmann stammen.

Berendt meint: «Ich habe den Pfarrer Hegele immer gern gemocht. Aber — das Niveau senken? Für den lieben Gott? Schlechter Jazz für guten Kirchenbesuch? Werft die Wechsler zum Tempel hinaus, sie haben das Niveau gesenkt. Aber viel Kontakt herbeigeführt ... Ich bin der Sohn eines protestantischen Pfarrers. Und ich bin Jazzkritiker. Ich bin entsetzt, wenn der Jazz erhalten soll, damit die Kirche «überhaupt einen Kontakt herbeiführen» kann. Ich bin noch entsetzter, wenn sich herausstellt, dass sich schlechter Jazz für diesen Zweck besser eignen soll als guter.»

Nein: die fromme Schnulze ist kein neues Lied. Bleiben wir vorläufig lieber beim alten — oder legen zu Hause, statt «Danke», Stockhausens elektronischen «Gesang der Jünglinge» auf den Plattenteller. Oder wenn Jazz, dann richtigen, Charlie Mingus etwa: «Oh Lord, don't let them drop that atomic bomb of me».

Die neue Stadt

1955 erschien die Broschüre «achtung: die schweiz» mit dem Vorschlag, die Expo als «neue Stadt», als städtebauliches Modell zu konzipieren. Die damals entbrannte Diskussion ist vergessen. Um die anschliessend gegründete Studiengemeinschaft für die neue Stadt ist es still geworden. Konzeptionslos und chaotisch wuchern unsere Städte weiter ins Land hinein. Der Leitsatz jener Broschüre (von Max Frisch geprägt) bleibt deswegen nicht weniger wahr: «Man ist nicht realistisch, indem man keine Idee hat.»

Das neue Stadtzentrum

Nun hat sich in *Bern* eine Studiengruppe aus Architekten und Juristen mit einer gestalterischen Idee an Behörden und Öffentlichkeit gewandt. Sie plant nicht eine neue Stadt, sondern «nur» ein neues Gemeinschaftszentrum im bernischen Stadtkern. Aus eigener Initiative, gratis und franko hat die Gruppe, hervorgegangen aus einem Seminar des Architekturhistorikers Professor Paul Hofer, alle einschlägigen Vorfragen genau abgeklärt und ein Ideenprojekt ausgearbeitet, das der Stadt zur Prüfung und weiteren Bearbeitung zur Verfügung gestellt wurde. Die Studiengruppe befürchtet das «Sterben» der bernischen Altstadt, das heisst

die totale Verwandlung der Innerstadt in eine nur während der Geschäftszeit belebte Verwaltungs- und Geschäftscity. Im sogenannten «Predigerareal» (Kornhaus/Stadttheater/Französische Kirche) hat sie eine letzte Möglichkeit entdeckt, ein kulturelles Gemeinschaftszentrum, angeordnet rund um einen reinen Fussgängerplatz, zu erreichen. Die Predigerkirche und das Kornhaus blieben als historische Bauten erhalten, wobei das Kornhaus als Freizeitzentrum gedacht wäre. Vorgesehen ist ferner ein neues Stadttheater, ein Konzertsaal, ein Versammlungszentrum, dringend nötige Probelokale sowie eine neue Ausstellungshalle für moderne Kunst (anstelle der Kunsthalle). Dazu moderne Läden, Restaurants, Cafés. In summa: nicht nur ein gut durchdachter Vorschlag, sondern vielleicht die letzte Chance, die sich bietet, um Berns Innerstadt als Gemeinschaftszentrum zu erhalten mittels einer Neuplanung. Man ist realistisch, indem man eine Idee hat. Wird die Idee «ankommen» bei den Behörden, bei den Stimmbürgern? Eine «neue Stadt» hätten wir damit freilich nicht. Aber wenigstens wäre dafür gesorgt, dass innerhalb der Agglomeration «Gross-Bern» die Altstadt ein kultureller Kristallisationspunkt bliebe und nicht zu einem Fassaden-Museum werden müsste.

Car Schmidtell

Seit Wochen figuriert auf Bestsellerlisten in den vordersten Rängen ein Buch von Paul Carell: «Unternehmen Barbarossa». So lautete bekanntlich der Deckname, unter dem Hitler seinen Überraschungsangriff auf Russland lancierte. Gewichtig prangt der Titel in den Auslagen auch schweizerischer Buchhandlungen. Ein schöner Name: Carell. Ich frage mich, wie jemand auf so einen schönen Namen kommt. Woher hat er ihn? Es ist auf jeden Fall nicht sein richtiger Name. In Wirklichkeit heisst Paul nicht Carell, sondern Schmidt. Jetzt schreibt er also Bücher. Einst war er Leiter der Nachrichten- und Presseabteilung im Auswärtigen Amt. Am 14. Oktober 1942 richtete er folgende Adresse an Schweizer Journalisten: «Vielleicht werden sie ihre Heimat in den Steppen Asiens finden; aber vielleicht wird es noch besser sein, wenn man sie ins Jenseits befördert.» Das war für den Fall eines deutschen Endsiegs gedroht. Der Endsieg ist nicht gekommen. Aber Paul Schmidt ist wieder gekommen. Herausgekommen sogar als

Autor des Ullstein-Verlags! Ullstein: ist das nicht eine jüdische Familie? Wie kommt dieser Barbabruna und Ideenlieferant für die Judenausrottung in Ungarn zu einem jüdischen Verleger? Nun: der Ullstein-Verlag ist vor einiger Zeit vom Zeitungskönig Axel Springer erworben worden. So ist das. Car Schmidtell aber — «pardon» (Februar 1964): Schmidt-Carell — wird nachträglich sicher froh sein, dass seine Drohung an die Schweizer Journalisten nicht in Erfüllung gegangen ist. So kann er jetzt auch auf schweizerische Leser und Käufer hoffen. Kann er wirklich? Ich hoffe nicht.

Panderma, Vasarely, Expo

Weltende (nicht mehr) im Untertitel

International, polemisch, exzentrisch: so erschien 1958 in Basel Nummer 1 der Zeitschrift «Panderma» — avantgardistisch auch darin, dass ein «Manifest gegen den Avantgardismus» gleich mitgeliefert wurde. Auf knallrotes Papier gedruckt. «Der heutige Avantgardismus ist mit seinem Fortschrittsglauben an die Gegenwart gefesselt. Wir beschränken unsere Interessen auf die Zukunft!» Einfälle, Ausfälle schlugen Purzelbäume in Wort, Bild und Typographie. Eine Berner Zeitung alarmierte das Druckereigewerbe: «Es ist zu fürchten, dass der Lehrling, der das vorliegende Heft zur Hand nimmt, an der Lehre vom Satzspiegel irre wird.» Einmal mehr zeigte sich, dass Basel recht nahe bei Paris liegt, zum mindesten, was künstlerische Phantasie und Vitalität betrifft. Schabernack und Dezidiertheit gingen in «Panderma» eine prickelnde Mischung ein. Der Leser wusste nie genau, was als Scherz, was als Ernst zu nehmen war. So et was verzeiht ein rechter Schweizer nicht. Oder er wäre denn ein Basler. Wie zum Beispiel sollte man nur schon den Untertitel der Zeitschrift verstehen? Er lautete: «Revue de la fin du monde.»

Eine solche Zeitschrift, so war zu fürchten, würde nicht lange erscheinen. «Ebenso lächerlich wie überflüssig», attestierte ihr die erwähnte Berner Zeitung streng und bu(e)ndig. Doch o Wunder! «Panderma» erscheint immer noch, selten freilich und sparsam. Pro Jahr eine Nummer. Das jüngste Heft, nach wie vor von Carl Laszlo ediert, ist erst das sechste. Aber immerhin! Der Untertitel allerdings («Revue de la fin du monde») ist weggefallen. Soll das heissen, dass das Weltende derzeit nicht mehr aktuell ist? Oder bedeutet es nur, dass «Panderma» seinen Charakter geändert hat?

Die Zeitschrift als Kunstgalerie

Ab Nummer 5 ist «Panderma» dazu übergegangen, nur noch Sondernummern zu publizieren, die — so scheint die Absicht — der Präsentation je eines Künstlers dienen sollen. Die Zeitschrift ist zur Kunstgalerie geworden. So bringt Nummer 6 vorzügliche Reproduktionen des in Paris arbeitenden Ungarn Victor Vasarely. Sogar

eine Originallithographie ist beigelegt und ein handschriftlicher Text des Künstlers in Faksimiledruck. Vasarely entwickelt eine Kunstkonzeption, die wenig mehr mit dem apokalyptischen Untertitel der ersten «Panderma»-Nummern zu tun hat.

Tod der Egozentrik!

Das Quadrat ist die plastische Grundeinheit, die in Vasarelys Bildern kombiniert, variiert, verzerrt und in Bewegung gesetzt wird, weil «das Quadrat das bedeutendste Element der Architektur» ist: eine Einsicht, die Vasarely von der konkreten Kunst übernimmt, nun aber in kinetische Kunst, der es um Bewegungsabläufe geht, umsetzt. Maler und Graphiker, so glaubt Vasarely, sollten heute konstruktive Anregungen zur Gestaltung unserer Stadtwelt liefern. Auch das ist nicht neu. So dachten und denken die konkreten Künstler von Mondrian bis Bill. Vasarely fordert team-work und lehnt den Künstler als schöpferischen Einzelgänger ab. Statt auf den seit der Renaissance üblichen Begriff des «Künstlers» (der im Geniekult kulminierte) rekurriert er auf den mittelalterlichen Begriff des «Meisters» (damit an eine Bauhausstradition anknüpfend), der gemeinsam mit andern zusammen ans Werk geht. «Töten wir in uns vorab die Egozentrik. Nur Equipen, Gruppen, ganze Disziplinen können fortan schöpferisch sein. Die Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftlern, Ingenieuren und Technikern, Industriellen, Architekten und bildenden Künstlern ist die erste Bedingung für das Gelingen des gemeinsamen Werks. Immer mehr Künstler arbeiten in dieser Richtung. Immer öfter werden Laien beigezogen, die zur Verwirklichung beitragen.»

«Laienaktivierung» also auch in der Kunst! Bildung von Arbeitsgruppen, von «Bauorden» sozusagen, Wiedererweckung mittelalterlicher Leitbilder von der schöpferischen Gruppe in neuen weltlichen Modellen zur gleichen Zeit, da auch in den Kirchen ähnliche Versuche und geistliche Ordensbildungen neu praktiziert und diskutiert werden. Die Parallele ist auffällig.

L'objet départ

In der Kunsthalle Bern war vom 4. April bis 10. Mai eine Vasarely-Ausstellung zu sehen. Die Mehrzahl der Bilder beschränkte sich farblich auf den Kontrast schwarz-weiss. So sind sie, nach

dem Willen des Künstlers, gut reproduzierbar und informieren «mit dem Minimum an Entropie (Verwechslungsmöglichkeit)». Das stimmt überein mit einer Notiz Vasarelys aus dem Jahre 1958: «Das Kunstwerk als Träger persönlichen Ausdrucks, versehen mit Endgültigkeitscharakter, hat sich überlebt. Nur das einen Anfang bildende prototypische Objekt [l'objet départ], Frucht wissenschaftlicher Untersuchung, wird würdig bleiben für Sammlungen und Museen, aber schon seine funktionellen Ausläufer werden in grossem Umfang als Allgemeingut am Leben teilhaben.»

Kunst wird hier also konzipiert als Umweltgestaltung, für welche der Künstler Prototypen herstellt. Je mehr wir in einer künstlich gemachten Umwelt zu leben gezwungen sind, desto wichtiger wird die Erarbeitung solcher prototypischer Modelle werden, desto verantwortungsvoller die Aufgabe der Künstler.

Kunst und Expo

Prototypisch für die Schweiz von morgen möchte die Expo wirken. Deshalb sind zu ihrer Gestaltung viele Junge und in ihren Ideen unkonventionelle Architekten, Graphiker, Maler und Plastiker zugezogen worden. Bereits vor der Eröffnung der Ausstellung hat sich Protest geregt gegen so viel «moderne», d. h. ungegenständliche Kunst. Vor allem die Konstruktion Tinguelys brachte das ominöse «gesunde» Volksempfinden schon ante festum in Wallung. In Zeitungszuschriften wurde erbost angefragt, warum es an der Expo keinen Schandpfahl geben werde wie an der Landi 39: Tinguelys Werk gehöre an einen solchen und nicht an einen seriösen Ausstellungsplatz!

Hinter solchen Zornergüssen steckt eine sentimentale Überschätzung der Landi 39, mit der Roman Brodmann in der «Zürcher Woche» zu Recht abgerechnet hat. Auf jeden Fall war die Landi kein Prototyp oder dann allerhöchstens Prototyp des «Heimatstils» unseligen Angedenkens. Ihren Sinn bekam die Landi als eine Manifestation geistiger Landesverteidigung. Aber eben: Verteidigung, nicht Zukunftsmodell! Und diese Verteidigung bediente sich homöopathischer Mittel: dem Blut- und Bodenmythos der Nazis wurde ein Blut- und Bodenmythos der Schweiz entgegengestellt. Unbillig wäre es, das den damaligen Veranstaltern anzukreiden. Unter den gegebenen Umständen haben sie das Beste gemacht,

dessen sie fähig waren. In einer geschichtlich schwierigen Situation haben sie die Schweiz genau so repräsentiert, wie sie gewesen ist. Das Erhalten schien wichtiger als neue Entwürfe. Unbillig ist es jedoch, die Landi 39 zu einem Mythos zu machen. Und vollends falsch wäre es gewesen, die Expo als Neuauflage der Landi aufziehen zu wollen. Das Stichwort «Die Schweiz von morgen» schloss diese Möglichkeit zum Glück von vornherein aus. Und so war es auch folgerichtig, die «Schweiz von morgen» nicht durch Künstler von gestern darzustellen.

Unkenruf

Ein junger Plastiker, der in Lausanne mitgearbeitet hat, prophezeite, es sei mit der allmählichen Zerstörung der Expo-Kunst durch das Publikum zu rechnen. Der Volkszorn werde sich in grösseren oder kleineren Vandalenakten gegen die sogenannten «entarteten» Kunstwerke austoben. Ist dieser Mann mit seinem Unkenruf ein Schwarzseher? Ich hoffe nicht. Immerhin könnte die Expo so etwas wie ein Test sein, der zeigt, ob die «gesunden» Kunsttheorien von Hitler bis Chruschtschow auch dem helvetischen Normalverbraucher noch immer aus dem Herzen gesprochen sind oder ob die «Schweiz von morgen» im Schweizer von heute als Offenheit für neue Prototypen bereits präsent ist.

Verteidigung statt Zukunftsmodell

Nochmals «Danke» ...

Wer schreibt (pflegte Werner Wollenberger zu schreiben), dem wird geschrieben. Ein Leser aus Bern übt freundliche Kritik an meiner Textkritik des «Danke»-Songs (siehe April-Heft): «Jedenfalls hält einer der Nägel, an dem Sie es (das Lied) aufhängen, nicht. «Danke, dass ich alle meine Sorgen / Auf dich werfen mag». Hier heisst «mag» so viel wie «vermag», «kann», wie es früherer Sprache durchaus vertraut war und wie es das Kirchenlied unseres Gesangbuches demjenigen, der aus seiner Tradition neu zu dichten versucht, nahe legt. Die Bedeutung des «Nichtwollens» oder «Wollens» — je nach Lust und Laune — ist gegenüber der Bedeutung des «Könnens» später, auch wenn sie heute in der Umgangssprache das Feld behauptet.» Ähnlich schreibt ein Kritiker aus Hamburg-Wandsbek zum fraglichen «mag»: «Mit Stimmung, Lust und Laune hat das Wort hier nach der Absicht der Verfasser nichts zu tun. In der Dichtungssprache hat das Verbum «mögen» auch heute noch den Sinn von «können», «dürfen», die «Erlaubnis haben.»»

Humanisten, Teens and Twens

Beide Kritiker sind Humanisten. Ihre Wortanalyse ist einwandfrei, Kein Zweifel deshalb: das fragliche «mag» im «Danke»-Text ist historisch gutes Deutsch! Aber eben: *historisches* Deutsch. «Dichtungssprache» nennt es der Humanist aus Deutschland, und der Schweizer stellt fest, dass nicht das «Mögen» des «Könnens» und «Dürfens», sondern dasjenige der Lust und Laune in der heutigen Umgangssprache das Feld behauptet. Darauf wollte ich hinweisen, habe jedoch dabei, wie die Kritiker richtig sahen, so unzulänglich formuliert, dass der Hinweis nicht deutlich genug ausfiel. Ich meine: Da ein Lied wie «Danke» mit Recht die heute zum Beispiel von Teens und Twens gesprochene und ihnen verständliche Umgangssprache verwenden will, fällt das «mag» (verstanden als «kann», «darf») als «dichtungssprachlicher» Historizismus aus dem Rahmen, ist ein Stilbruch, erzwungen durch Reimzwang. Ich fürchte, Teens und Twens werden dieses «mag» nicht richtig verstehen wie die

Humanisten, sondern unrichtig im Sinne von «mal mag ich, mal mag ich halt nicht».

Lied und Sozialethik

Wie wichtig neue Liedexperimente, wie nötig neue Texte sind, stellt Professor Rudolf Bohren (Wuppertal) beiläufig in einem «Erneuerung von Gottesdienst und Zeugnis» betitelten Beitrag zur Festschrift von Dr. Friedrich Karrenberg fest: «Wir haben in Verkündigung und Liturgie die Gaben zu nutzen, die uns der Schöpfergeist in der Kultur der Gegenwart darreicht. In Deutschland aber wird zum Beispiel das Kirchenlied beherrscht vom Geist der Zopfzeit» (Barock). Damit ist auch eine inhaltliche Bestimmung gegeben. Wenn die Gemeinde einerseits ihren Glauben im Lied artikuliert, wenn andererseits die Gemeinde durch ihren Gesang geprägt wird, dann ist zu sehen, dass in diesem Liedgut das Beschäftigtsein mit dem individuellen Heil vorherrscht. Damit fehlt dem Gesang der Gemeinde die missionarische Kraft. Das Versagen der Gemeinde auf dem Gebiete der Sozialethik hat auch eine hymnologische Wurzel!»

Das heisst: neue Liedtexte müssen nicht nur neue Worte und Wendungen aufweisen, sie müssen vor allem inhaltlich neu sein, indem sie die alte, lange Zeit zu kurz gekommene Universalität des Evangeliums für die Gegenwart neu formulieren. Dann wird der Sprung aus den alten Gesangbüchern hinaus nicht nur eine Konzession an die Zeitmode, sondern theologisch legitim sein.

Detail aus der DDR

In der Bundesrepublik und bei uns werden «Choräle, Songs und neue Lieder» diskutiert, in der DDR der Roman «Ole Bienkopp» des systemtreuen Autors Erwin Strittmatter. Ole Bienkopp, der Romanheld, Kommunist zwar, aber als solcher Idealist und Einzelgänger geblieben, reibt sich auf am Widerstand der SED-Bürokratie. Schliesslich stolpert er, der visionäre, ehrliche Idealkommunist, enttäuscht in den Tod. Interessant sind die zwei Sätze, mit denen Strittmatter seinen Helden präsentiert: «Ole Bienkopp kam 1905 Jahre nach dem von Gott gezeugten Schreinersohn Christus auf die Welt. Er nahm sein Kreuz auf sich und stolperte davon.»

Ein enigmatischer Satz. Er hat sich mir eingepägt. Wie ist der Bezug auf Christus hier zu deuten?

Veillon-Preis für Hugo Loetscher

Der bedeutendste Literaturpreis, den die Schweiz zu vergeben hat, ist der «Prix Charles Veillon». Es gibt bei uns zwar Preise, die finanziell höher dotiert sind. Der Prix Veillon aber ist mehr als eine bestimmte Summe Geld: er ist ein Qualitätsausweis. Die Veillon-Jury war es, die seinerzeit Otto F. Walters Roman «Der Stumme» gleichsam «entdeckt» hat. Dieses Jahr wurde Hugo Loetschers «Abwässer» ausgezeichnet: ein Roman, der gar kein Roman, sondern ein «Gutachten» ist. Dieses «Gutachten» (eines Abwässer-Inspektors) konnte freilich nicht mehr «entdeckt» werden, es hatte sich schon vor seiner Auszeichnung im In- und Ausland durchgesetzt. Nebst dem, dass Hugo Loetscher «esprit» hat wie kaum ein zweiter Schweizer Autor, verrät ihn die Eleganz seines Stils und die Sachlichkeit, mit der er seine Fabel unaufdringlich zur philosophischen Parabel entwickelt, als aufmerksamen Schüler französischer Prosatradition. Es ist intellektuelle Prosa, die er schreibt, aber nicht schwerfällig-schwerverständliche, sondern Prosa der intellektuellen Heiterkeit, die sich gerade an der Aufgabe, die Welt von unten, aus der Abwässer-Perspektive, darzustellen, aufs schönste bewährt. Der Gefahr dumpfen Tiefsinns, die bei diesem Stoffe drohen musste, ist er mit Geschick entwischt.

Das Stichwort «Abwässer» kann übrigens verschiedene Assoziationen erwecken, darunter sehr aktuelle. Aber auch theologische. Mir zum Beispiel fiel über der Lektüre des «Gutachtens» (in dem sich Loetscher durch gewissenhaft erworbene Sachkenntnis in Abwässerfragen ausweist, gemäss der von seinem Inspektor gewonnenen Einsicht, «Fachkenntnisse seien eine der wenigen Möglichkeiten, heute noch ehrlich zu sein») — nun: mir fiel über (oder: in?) den Abwässern eine Metapher Hans Urs von Balthasars ein. Er nannte, wenn ich mich recht erinnere im «Herz der Welt», Christus — oder das Herz Christi? —: «die Kläranlage der Welt».

Möglichkeiten des Dialekthörspiels

Ich, der ich bei jeder Gelegenheit über die Dialekthörspiele Radio Beromünsters lästere, habe die Pflicht, nun auch mitzutei-

len, dass ich am 25. Mai, abends, zufällig die zwei letzten Drittel eines Dialekthörspiels in «Baseldytisch» hörte und davon ehrlich beeindruckt und beinahe begeistert war. Zum Schluss vernahm ich allerdings, es habe sich um eine Übersetzung aus dem Dänischen gehandelt. Übersetzer war Christoph Mangold (Autor des bei Rowohlt erschienenen Romans «Manöver»). Titel: «My Name isch Matter ...» Inhalt: der Alptraum von Huxleys «wackerer neuer Welt», geträumt von einem Individualisten. Warum wird dergleichen nicht von unseren Dialektautoren versucht? Eine solche Thematik wäre gewiss aktueller als die «Wäckerli-Welt» und jene selbstgefällige Bodenständigkeit, die sich «volkstümlich» gibt und das Volk doch nur mit einem falsch stilisierten Selbstbildnis betrügt.

Muss eine Erneuerung der Dialektliteratur und damit auch der Dialekthörspiele über den Umweg von Übersetzungen aus fremden Literaturen versucht werden? Es wäre nicht das erste Mal, dass eine steril gewordene Literatur durch Übertragungen aus anderen Sprachen zu neuem Eigenleben inspiriert wird. In Bern hört man, dass Alfred Jarrys «Ubu Roi» zur Aufführung in einem Kleintheater ins Berndeutsche übersetzt wird. Darauf darf man gespannt sein.

Studio Basel aber sei Dank für seinen Versuch und dessen gekonnte Darbietung! Der dänische Autor heisst übrigens Leif Panduro, der Originaltitel des Hörspiels: «Lollypop».

Stilfragen

Ganz- und Garküche

In der Ganz- und Garküche werden Predigten ganz und gar gekocht. Von welchem Koch, will ich ganz und gar nicht verraten. Es geht nicht um eine Person, sondern um einen Stil, für welchen der Koch, ein bekannter Theologe und Kanzelredner, zahlreiche Muster dem Drucker ausgehändigt hat. Ich greife aus einer einzigen Predigt die folgenden heraus.

Ganz

Eine Meinung wird — nach unserem Kanzelredner — nicht nur korrekt, sondern «ganz korrekt» wiedergegeben. Es kommt darauf an, das Evangelium nicht nur schlicht, sondern «ganz schlicht» zur Kenntnis zu nehmen. Die Welt ist von Gott «so ganz anders gemeint», «so ganz anders gedacht». Ich habe nicht und auch nicht einfach, sondern «ganz einfach Angst»: was einen eher wundert bei einem Mann, der so markig und «ganz» zu predigen versteht. Nicht die Dogmen hindern uns daran, Christen zu werden, sondern «etwas ganz anderes», nämlich die Angst, «uns ganz durchschauen zu lassen»: hier wäre das «ganz» ausnahmsweise sinnvoll gesetzt — aber durch seine vorherige Strapazierung ist es schon ziemlich stumpf und abgenutzt. Wer zu oft «ganz» hört, hört es schliesslich nur noch halb.

Gar

In dieser Küche gärt's auch «gar». Menschen, die in der Nähe Gottes gelebt und geatmet haben, können «gar nicht mehr anders als nun alles, was sie erleben, im Lichte dessen zu sehen, was ihnen in der Nähe Gottes aufgegangen ist». Immerhin: Adam und Eva haben in der Nähe Gottes gelebt und geatmet. Unheimlicherweise konnten sie aber durchaus anders, als fortan alles im Lichte Gottes zu sehen! Hat der Prediger mit seiner schönen Behauptung am Ende gar nicht so recht? «... das Schlimmste sind für Hiob ja gar nicht seine juckenden Schwären ...» Tja, ich weiss nicht: juckende Schwären sind schlimm genug. Läge ich mit juckenden Schwären im Spital, so wünschte ich jedenfalls keinen Pfarrer an meinem

Krankenbett, der mir souverän und nebenbei erklärte, das sei *gar* nicht das Schlimmste. Mag er damit auch etwas Richtiges meinen, so sagt er's auf diese Weise doch «ganz und gar» verkehrt.

Eine gleichsam strapaziöse Erscheinung

Dem markigen Beteuerungsstil, der viele Aussagen mit einem nur rhetorischen Pseudoradikalismus überzieht, entsprechen die Metaphern des Kanzelredners. Jesus Christus wird als eine «gleichsam strapaziöse Erscheinung für uns» verkündet. Oder es wird proklamiert: «Der Liebende ist immer im Zustande der Mobilmachung.» Einfaltspinsel, der ich bin, dachte ich bisher: wenn schon, dann wäre das Bild der Abrüstung und des Friedensschlusses der Liebe angemessener als dasjenige der Mobilmachung. Und nicht nur angemessener, sondern auch aktueller. Oder täusche ich mich? Sind Mobilmachungen schon wieder zeitgemässer? Mir scheint, die Metapher verrät nichts über die Liebe (oder verrät sie kurzum!), wohl aber einiges über den Prediger.

Kleinigkeiten? Aber oft ist nicht nur Gott, sondern auch der Teufel im Detail. Und dann: es ist ein renommierter Prediger, der so in einer überfüllten Kirche predigt. Er gilt als «modern», als «zügig» Ich habe gegen den tüchtigen Mann nichts einzuwenden als dies: sollte sein Stil modern sein, dann zähle ich mich lieber zu den Traditionalisten.

Ossietzky im Neuen Testament

Wie kommt — so werden Sie sich fragen — Carl von Ossietzky, dem seinerzeit der Friedensnobelpreis verliehen wurde, als er schon in Hitlers Konzentrationslager sass, ins Neue Testament? War das nicht ein Linksintellektueller? Von ihm ist ein Bild erhalten und nachgerade berühmt geworden: es zeigt Ossietzky als KZ-Häftling Nr. 562. Vor ihm aufgepflanzt, Hände in die Hüften gestemmt, ein SS-Offizier. «Das Neue Testament für Menschen unserer Zeit» (soeben herausgekommen im Quell-Verlag, Stuttgart) konfrontiert diese Photo mit dem Jesus-Wort Johannes 15,18: «Wenn die Welt euch hasst, denkt daran, dass sie mich vor euch gehasst hat.»

Bibel im optischen Zeitalter

Helmut Riethmüller hat zunächst die vier Evangelien neu über-

setzt und als Band 1 dieses Neue Testament «für Menschen unserer Zeit» herausgebracht. Ich habe seine Übersetzung noch nicht eingehend prüfen können. Mein erster Eindruck ist der, dass ihr eine gewisse Prägnanz der Formulierung abgeht, dafür aber eine Parlando-Diktion angestrebt wird, die den Texten ihre Feierlichkeit nehmen und sozusagen wieder in Profansprache zurückverwandeln möchte, was Sakralsprache geworden ist.

Neu an diesem Neuen Testament ist die Konfrontation von ganzseitigen Photos mit Bibelstellen, die auf der Gegenseite durch Kursivdruck aus dem Kontext hervorgehoben sind. Die Photos werden jedoch nicht illustrativ verwendet. Sie geben Situationen und Menschen der Gegenwart wieder, und ihre Konfrontation mit je einem neutestamentlichen Satz wird für den Leser und Betrachter zum Denkanstoß. Er wird gezwungen, sich über den Zusammenhang (oder auch Gegensatz) von Wort und Bild Gedanken zu machen. Dieser Zwang ist nicht immer gleich stark. Am schwächsten scheinen mir jene Photos, wo statt einer Situation eine Physiognomie «spricht»: das führt unvermeidlicherweise zu einer typisierenden Verallgemeinerung des Individuellen, was sowohl dem Wesen der Photographie wie der christlichen Liebe (die auch physiognomisch vorurteilslos sein sollte!) zuwiderläuft. Zum Glück sind es nur wenige Photos, die so auf das Physiognomische abstellen. In der Mehrzahl ist es eine Situation des modernen Lebens, die zum Dialog mit dem entsprechenden Bibelwort anreizt. Ich wüsste zum Beispiel kein Kreuzigungsgemälde, das es an Intensität aufnehmen könnte mit der Aufnahme eines Menschen, der sterbend (oder schon tot?) in einem Starkstromzaun hängengeblieben ist (konfrontiert mit Mk. 15, 34: «Mein Gott! Mein Gott! Warum hast du mich verlassen?»).

Der Versuch, Bibeltext und modernes Bildmaterial dialogisch zu konfrontieren, ist damit gemacht. Ich glaube, er wird zu anderen Versuchen anregen und ist insofern bahnbrechend, auch wenn er in seiner ersten Form nicht optimal gelungen ist.

Literarische Bestandesaufnahme im Expo-Jahr

Unter dem Titel «Bestand und Versuch» legt der Artemis-Verlag eine Anthologie des schweizerischen Schrifttums der Gegenwart vor, die ca. 160 Autoren aus allen vier Sprachgebieten präsentiert und samt Anhang 923 Seiten zählt. Eine günstige Gelegenheit also, sich einen Überblick über die zeitgenössische Literatur in der Schweiz zu verschaffen.

Und doch kann ich nicht umhin, mich zu verwundern. Gewiss: bei einer solchen Anthologie lässt sich über die Auswahl der Autoren immer streiten. Da «Bestand und Versuch» jedoch eine repräsentative Anthologie sein möchte, mutet es immerhin seltsam an, dass bei einer so breiten Auswahl (um nur bei den Deutschschweizern zu bleiben) zum Beispiel ein *Eugen Gomringer*, der durch seine konkrete Poesie international bekannt geworden ist, ebenso fehlt wie etwa *Kuno Raeber* oder *Urs Jaeggi*, die beide in Deutschland einen guten Namen haben, oder auch *Max Schmid*, aus dessen Werken bereits Übersetzungen ins Russische vorliegen. Nach seiner Russlandreise meldete Friedrich Dürrenmatt, in Russland gelte Schmid als Repräsentant der jüngeren Schweizer Literatur. In Zürich offenbar (noch) nicht.

Und weshalb — so muss ich leider weiter fragen — fehlt unter den Essayisten *Jean Gebser*, dessen Kulturphilosophie «Ursprung und Gegenwart» weit über unsere Grenzen hinaus Diskussion ausgelöst hat und dessen Formel vom «aperspektivischen Weltbild» zu einem Stichwort unserer Zeit geworden ist?

Verwunderlich.

Vollends unverständlich ist die Absenz *Hans Rudolf Hiltys* in diesem Band. Eine sine ira et studio vollzogene Bestandesaufnahme heutiger Literatur in der Schweiz, die von Hilty weder als Autor noch als Herausgeber des «hortulus» Notiz nimmt, ist nicht objektiv. Seit mehr als 10 Jahren gibt er die einzige literarische Zeitschrift der deutschen Schweiz heraus und macht durch sie unermüdlich schweizerische Autoren im eigenen Lande und in Deutschland und Österreich bekennt. Zum mindesten hätte man von ihm einen der kleinen Essays, mit denen er die «hortulus»-Hefte einzuleiten pflegt, abdrucken müssen. Ihn aber völlig zu